

schwarzen Kleide einen Augenblick ge-
gernd auf der Schwelle unserer Haus-
thür, weil ich mich scheute, mit meinen
neuen Stiefeln über die nassem Stein-
zu gehen. Da sprang Carl Peter-
sen, der in voller Gala mit weißen
Handschuhen auf dem Bod sah, herun-
ter, hob mich auf seine starken Arme
und trug mich in den Wagen. Mir
war es, als ob er mich an sich presste
in diesem einzigen kurzen Augenblick
seines Lebens, in dem er mich in seinen
Armen hielt. Ehe ich jedoch zur Be-
stimmung kam, rollte der Wagen schon
mit uns davon. Auf meiner Hand
aber brannte ein heißer Tropfen, der
sogleich unmöglich vom Regen gelos-
sen sein.

Das ist nun Alles schon lange her;
schon lange bin ich, was ich einst so
keck ersehnte: eine „Dame in langen
Kleidern.“ Die Erfüllung derartiger
Wünsche läßt nie lange auf sich war-
ten; nur die daran geknüpften Hoff-
nungen wollen sich nicht immer erfül-
len.

Die Leute in der Bergstraße waren
damals nach Ablauf des Trauerjahres
sehr verwundert, als Marie Petersen
sich nicht mit dem Steinbauer Wurz
verheiratete. Ich wußte, warum das
nicht geschah.

**Allerlei Bühnenhumor aus
de: Popszeit.**

Von Camillo Henden.

„Zu Ehren und zur schuldigen
Darlegung werden die hiesigen
Schauspieler für die ihnen so huldreich
und großzügigst ertheilte Erlaubnis
aufzuführen ein mit Trompeten- und
Paukenschall begleiteter von Hrn. Ves-
ping verschriftetes großes Trauerspiel
Emilia Galotti oder Der hintergan-
gene Fürst“ . . .

Wen versteht die Letztüre dieses Ro-
mödienzettels nicht mit einem Schlage
in die wunderliche Zeit des deutschen
Theaters, in seine Popszeit, da Jophi-
genia im hausherrlichen Kesselfeud und mit
geputetem Toupet auf hoher Wöl-
fchen über die Bühne trippelte, und
die klassischen Helden den Dreißigst
unter Arm und den Galanteriedegen
an der Seite trugen? Ein wunder-
liche Zeit in der That, durch die Pri-
mitivität und den patriarchalischen Zu-
schnitt der theatralischen Verhältnisse
eine unerhöfliche Fundgrube des
Humors. Damals nannten sich Prin-
zipal und Mitglieder noch „Bater“ und
„Kinder“; wie es aber zwischen ihnen
trotz dieser traulichen Benennung oft
gugig, illustriert eine von Jffland er-
zählte Geschichte überaus ergötzlich.
Der Prinzipal bewirthe seine „Kin-
der.“ Alles ist weinlich und ver-
gnügt. Plötzlich sieht er nach der Uhr.
„Drei Uhr? Wie viel ist es denn bei
Euch, liebe Kinder? Zeigt Eure Uhren
vor mir.“ Jeder zeigt seine Uhr.
Er nimmt sie, legt sie alle in eine
Schüssel, dann seine dazu, und hält
folgende Rede: „So ist es denn nun-
mehr 3 Uhr vorbei. Um 4 Uhr kom-
men Eure Gläubiger insgesammt, die
ich bezahlen muß. Ich habe keinen
Heller Geld, als die nothdürftigsten
Transport- und Zehntosten. Auf der
Reise werdet Ihr Alle freigehalten.
Draußen steht der Jude Morien, bei
dem ich sogleich alle unsere Uhren, die
meinige inbegriffen, in Verpfand gebe.“
Nun erhebt sich ein fürchterlicher Tum-
ult unter den protestirenden Mitglie-
dern; der „Bater“ aber springt auf den
Tisch und macht ihnen klar, daß er sie,
wenn sie ihm die Uhren nicht liehen,
doch nicht bezahlen könne, die Boutique
schließen und sie alle zum Teufel jagen
müsse. Das Erbe vom Liede: sie müs-
sen in den sauren Apfel beißen und
man verträgt sich weiter.

Dafür mußte denn auch wieder der
Akteur die Situation rechtfertigen aus
wenn er den Prinzipal in der Hand
hatte. Einmal gab ein Prinzipal den
Simfon. Der Held soll seinen Durst
mit Wasser stillen, das aus dem Ro-
schen eines Löwen quillt, und dies
Wunder sollte der Theatermeister mit
Hilfe einer Wasserfresser vollbringen.
Simfon legte sich denn auch auf den
Löwen — kein Wasser kommt. Er
wartet ruft hinein, flucht — aber
statt Wassers kommt die Mitteltheilung,
daß der Löwe erst dann seine Funktion
verrichten werde, wenn der Thea-
termeister seine rückwärtige Sage er-
halten habe. Was sollte der unglück-
liche Prinzipal thun? Vor der im
Augenblick allmächtigen Wasserfresser
that er einen Schwur, die Gage von

den Einnahmen des Abends zu be-
zahlen, worauf der Löwe endlich ein
Einsehen hatte und Wasser spie!

Und das Publikum? Liebt es nicht
Lynch = Justiz? Das Publikum der
Popszeit war von einer rührenden
Duldbarkeit, weil es den Vorgängen
auf der Bühne noch mit einer fast un-
glaublichen Raubelast gegenüber stand.

In dem Stücke „Subordination“
bittet Walteon seine Leute um Verge-
bung und umarmt einige von ihnen.
Ein als Statist dienender Soldat, den
dies Loos gleichfalls traf, wurde so ge-
rührt, daß er mit heißen Thränen aus-
rief: „Es ist Ihnen von Herzen vergeb-
en, liebster Capitän, ziehen Sie hin in
Frieden.“ — In einem Singspiele be-
klagt Schön = Lieschen ein gestohlenen
Lamm in einer schmelzenden Arie:
„Zeigt es ein Schäfer mir.“ Da er-
stört aus dem Auditorium die eifrige
Stimme eines jungen Bauern aus dem
Marischlande: „Bei schwarze Deif, bei
dies Rathje, hinter dem Baum, bei
hat et gestohlen!“ Die Komödie übte
eben damals eine solche Gewalt der
Illusion aus, daß selbst die stürmischen
Vorkommnisse unbeachtet blieben.

In Gustrup war's, da trat in ir-
gend einem Stück ein Alter mit einer
Laternen auf, um im Augenblicke, wo
dies geschah, ist aus den Coullissen
den ängstlichen Ruf zu hören: „Die
Laternen muß ja brennen!“ Ruhig tritt
der Mime an den Souffleurkasten, zün-
det seine Laternen dort an und spielt
weiter.

Mit dröhnendem Pathos deklamirt
ein Held: „Ich war damals in Rom.“
Pause. „Ich — war damals in
Rom.“ Ueber diese Thatfache kommt
er nicht hinweg, er wiederholt den
Satz noch einmal und als ihm der be-
stürzte Souffleur immer noch keine
Hilfe bringt, blüdt er durchbohrend in
seinen Kasten und fragt drohend:
„Nun Schuft, was machst du denn in
Rom?“ — Eine Schauspielerin ver-
setzt ihrem Partner eine Ohrfeige.
Ganz geduldig sagt der Akteur: „Es
ist noch zu früh.“ „D.“ antwortet sie,
„so bekommen Sie noch eine.“

Manches freilich, was auf den Büh-
nen jener Zeit vorkam, das war denn
doch selbst für die Phantasie dieses
naiven Publikums zu stark. Ein Mi-
me dachte einmal ein verschwiegenes
Loch in seiner Schuhsohle mit dem Bi-
que-Buben zu und als ihn dann im
Drange des dramatischen Unglücks
der Tod ereilte und er zu Boden fiel,
bot er den erstaunten Zuschauern den
lieblichen Anblick des Kartenspieltisches.
— Daß die da in Jubel ausbrachen,
war doch unermesslich. In einem
Trauerspiele, in dem eitel Grausen u.
Zähnelklappen herrschte und Alles er-
barmungslos vor die Klinge mußte,
war bereits eine der Hauptpersonen
gestorben. Ein handfester tragischer
Prinz gab der Leiche in der Hitze des
Affekts einen derben Tritt. Zur un-
glücklichen Freude des Publikums rich-
te sich der Todte auf und schrie: „Laßt
die Todten ruhn!“

War aber das Publikum leichtgläu-
big und geschmacklos, so waren die
Schauspieler von einer kaum glaubli-
chen Unbildung und Charakterlosig-
keit. Ihre Anschauungen über histo-
rische Verhältnisse waren nicht immer
ganz zutreffend. z. B. Charakterisierte
ein Darsteller das Kostüm eines mit-
telalterlichen Stückes etwas verworren
als „römisch-alt-deutsch.“ Oft ver-
standen sie gar nicht, was sie sagten.
„Verstopfe Deinem Schmerz die Duelle,
sei ein Mann!“ heißt es einmal in
„Macbeth“, der wackerer Mime dekla-
mirte: „Verstopfe Deinen Schmerz, die
Duelle sei ein Mann!“ Eine Actrice
gibt die Göttin der Freude und soll
in einer Arie singen: „Und nun er-
schall von griechischen Camönen ein
Lustgesang.“ Sie verbessert diese
Stelle in „Und nun erschall von grie-
chischen Kanonen ein Lustgesang.“
Als man sie auf den Fehler aufmerk-
sam machte, bemerkt sie überlegen, sie
habe nie gehört, daß solch ein Thier-
gesungen hätte, „Camönen“ sei ein
Schreibfehler. Und es blieb bei den
sinngemäßen Kanonen.

Hinter den Coullissen herrschten die
wüthenden Rabalen, ganz besonders aus
Kollennend; wir wissen von einem
Kollennenthigen, der die Rollen ein-
fach wog und sich immer die schwerere
zueignete. Das erinnert an den Poli-
zei-Offizier jener Zeit, an den sich zwei
Schauspielerinnen im Streit um eine
Rolle wandten. Dieser zweite Salomo
stellte die beiden Schönen auf die
Waage und bittete dann kurzer Hand
der Leichter die Rolle zu. Im Büh-
nen um die Gunst des Publikums war
jedes Mittel recht. Für die Kriederei
vor dem Publikum ist die folgende
Anekdote charakteristisch: Ein Sän-
ger mußte auf Verlangen eine Arie zwei-
mal wiederholen. Als die Zuhörer sich
zum vierten Male verlangten, trat er
vor und sagte: „Hält mich das preis-

würdige Publikum für'n Narren oder
sind' ich wirklich so schön? In beiden
Fällen steh' ich zu Befehl.“ — Unter
einander aber renommirten sie sich ge-
radezu unerhörte Dinge von ihren Ge-
folgen vor. Döbelin behauptete bei
einer Vorstellung des „Oedipus“ die
Stelle „O Abgrund öffne Dich!“ mit
einer Fußbewegung hervorgehoben zu
haben, die den Abfah seines Kothurns,
ihm selbst und allen Zuschauern unbe-
merkt, in den Schooß einer vornehmen
Dame geschleudert habe. Andern Tags
habe ihn diese — in ihrem naßgewei-
chten Taschentuche vorgefunden und ihn
zurückgeschickt!

Kann es Angesichts der fragwürdi-
gen Gestalt des damaligen deutschen
Schauspielers Wunder nehmen, daß
die bürgerliche Gesellschaft ihm mit
geringer Achtung gegenüber stand? Selbst
die Gunstbezeugungen gegen
Schauspieler hatten etwas Gerings-
schätziges. Der berühmte Reimede be-
kam einmal für seine Darstellung des
„Hamlet“ einen kalten Küßerbraten
und eine Flasche Franzwein spendirt,
er solle sich auf seine abgehenden Fuß-
gänger etwas zu thun.“ Sehr be-
zeichnend ist die Lobrede, die eine
Dresdner Rätbin der sehr beliebten
Madame Sellmuth widmete: „s war'n
gut' Weib, song einem gleich was
vor, hat'n guten Verstand, und sprach
unvergleichlich, — völlig wie unser
einer.“ — Unverkümmert gab der Rath
von Bremen seine Ansichten in einer
Verordnung vom 6. April 1765 zu er-
tellen, in denen er den Komödianten
aufsieht, „alles familiären oder ver-
dächtigen Umgangs mit jungen Leuten
zu jeder Zeit sich sorgfältig zu enthal-
ten.“ Das konnte nur freilich der
Rath um so weniger durchsetzen, als
die Theater-Schönheiten jener Zeit, die
verführerischen Damen mit den fettesten
Stumpfnäsen und den lebhaftesten
Augen, stets eine große Unzuchtungs-
kraft ausgeübt haben.

Pieter Zoubert.

Neben dem Präsidenten Paul Krüger
ist der General Pieter Zoubert, der
Oberbefehlshaber der Truppen der
südafrikanischen Republik, der hervor-
tretendste und verdienstvollste Mann
in Transvaal, auch steht er mit dem
Präsidenten ungefähr in dem gleichen
Alter, Beide sind fideuzig Jahre alt.
Pieter Zoubert gehört zu jenen Vor-
trefften, die Mitte der dreißiger Jah-
re aus den englischen Gebieten in die
südlichen Süden Afrika's nordwärts
zogen und sich furchtlos unter die wilden
und grausamen Kaffern begaben. Er
erlebte die entscheidenden Kämpfe mit
dem Häuptling Dingaan, der ein La-
ger der Buren überfiel und hunderte
von Frauen und Kindern in der grau-
samsten Weise ermordete. Als die
Buren endlich eine Republik errichtet
und etwas Ruhe durch Vertreibung u.
Besiegung der Kaffern hergestellt hat-
ten, kam Sir Bartle Frere und erklär-
te Namens Englands die Republik
als unter englischem Protektorate ste-
hend. Von da an begann der Wider-
stand der Buren gegen die Vergewal-
tigung der Briten, der noch nicht auf-
gehört hat und Zoubert stand mit an
der Spitze. Mit Krüger und Prä-
torius machte er zwischen 1877 u.
1880 zwei Mal die Reise nach London,
um die Protektions-Geltung rück-
gängig zu machen, aber genau wie im
Jahre 1895 nach der Annexion von
Pongola und Amatonga-Land, konnte
sich die englische Regierung nicht ent-
schließen, die Einverleibung aufzuhe-
ben. Die Aufregung unter den Bu-
ren wuchs und 1880 entschloß man
sich zum Kriege gegen England. Zou-
bert wurde zum Oberbefehlshaber er-
nannt, und überall wurden die Eng-
länder geschlagen. Zoubert's Sohn
schlug demnach das 94. englische Re-
giment, dessen Oberst Anstruther töd-
lich verwundet wurde. Darauf kam
der englische Oberbefehlshaber Gene-
ral Colley mit einer starken Macht an
Infanterie, Kavallerie und Infanterie
über das Drachen-Gebirge, wurde
aber von Zoubert selbst bei Laingsd
geschlagen und zurückgetrieben. Dar-
auf besetzte Colley den freien Majaba-
berg, ein felsplateau, den aber die Bu-
ren einnahmen, wobei General Colley
fiel, nicht nur die englischen Truppen
wurden gefangen genommen, sondern
auch die ganze Artillerie fiel in die
Hände der Buren. Nach mehrjähri-
gen Verhandlungen gelang nun 1884
Großbritannien der Republik die
Selbstständigkeit zu. Zoubert blieb
aber der General der Buren, er hatte
nur nur deren kriegerische Thätigkeit
zu vollführen, wenn ein Kaffenkrieg
ausbrach, wie 1894 von Seiten Ma-
labah's im Zoutpansberge. Der Ge-
neral nahm regen Antheil an der poli-
tischen Entwicklung der Republik.
Im Jahre 1890 erhielt er den Auf-
trag, mit der englischen Regierung

wegen der Einverleibung des Swasi-
Landes zu verhandeln, er besuchte
London aus auch Holland, Frankreich
und Deutschland. Hier nahm er an
den Schießübungen auf Panzerplat-
ten mit den übrigen Militär-Bevoll-
mächtigten aus Berlin Theil, die Grun-
son bei Magdeburg anstelleten ließ.
Zoubert ist der Nachkomme einer fran-
zösischen Hugenottenfamilie, die in
großer Zahl nach dem Kaplande ein-
gewandert sind, er ist, wie die Buren
meist, eine große stattliche Gestalt mit
vollem Bart.

**Drollige „Schoppenhauer-Erinnerun-
gen“**

theilt „Ulrike Demuth“ als Er-
gänzung zu den vielen „Erinnerungen“
an den großen Philosophen mit. „Na,
wenn ich mir noch so auf den alten
Mann besinne, wie er immer an mei-
nem Frühstück vorüberging um mit
einem Oge bei mich rinfuckte, denn mit
der andere philosophierte er; und denn ver-
sart er in den Anblick von meine Kar-
rotten und Kohlköpfe um manches Ma-
auch von die Schmadegützen,
wie meine Jungens von die Sonntagstuh-
nen mitgebracht hatten, um denn pflege-
zu sagen, daß sind die Subjektifazio-
nen des Willens, wobei ich in denn manch-
mal dachte, er wolle mir uhgen mit die
unabhängigen Wörter. Ueberst, sagte
ich mir, man muß sich so übernehmlich
sind; denn schließlich, was kann so'n
oller Mann, dafür, daß er nicht weiter
geworden ist als Philofof; denn so sehr
scheu kann ich mir det nicht denken.
Amesit er sich rich, lachen s' ihm aus;
amesit er sich, denn schimpfen se auf
ihm; darum war der olle Schoppen-
hauer auch immer so vergnödert. Rich
blos, weil er keine Frau hatte, denn
das is doch Köhlsache, wie mein
Mann ganz richtig sagt. Aber ein-
mal, wie er sich bei mich ein paar
Birnen toofte und wegen Niedrigkeit
auf eine Banke Platz genommen hatte,
fragte ich ihm ganz höflich: Herr Dok-
tor, se sollen ja Lesebücher geschrieben
haben? Während nun sein Hund, Na-
mens Asthma, alle vier Beene von die
Banke beroh u. s. w., sagte er: „Ae,
liebe Frau, Lesebücher sind et egentlich
nich, besonders rich „De Welle als
Vorstellung,“ was Ihnen bekannt sein
wird; se sind mehr zum Vorlesen für
Kranke, wenn die rich schlafen können“
— und dabei lacht er mit beifelle
Doge, mit det er erst schloßobert hatte.
— „Nennen Se das metawehisliche Be-
dürfnis?“ — „Oberflächlich,“ sagte ich.
— „Nennen Se Kanten?“ — „Den
Kanten nach,“ sagte ich, um mir rich zu
blamieren, denn Kanten war mit janz
unbekannt. — „Der steht im Kartto-
thischen eigentlich noch höher als ich,
also, wenn Sie mal ar feilische Ent-
zünbung leiden, dann nehmen Se den
und lassen sich ihn vor Ihrem Anus
vorlesen, z. B. von den allerortlichen
Infinities. Uedrigens, unter uns ge-
sagt, er is mal uff'n Ball gegarzen
und hat immer mit eene Dame getanzt
und mit ihr tofettirt und schließlich,
wer is es gewesen — seine Frau —
und denken Se sich, beste Frau De-
muth, dabei war er rich mal verheir-
tathet.“

Ein ardermal sah der olle Schop-
penhauer auf dieselbe Banke, weil er
ingeregnet war. „Wissen Se was,
liebe Frau Demuth, ich werd Ihnen
mal besetzen,“ sagte er. Ich hadde
rade nicht zu thun; id sagte daher:
„Ma meinswegen, aber rufen Se man
erst Ihren Asthma von die Karloffeln
weg, sonst toofst se mich feener ab.“
— „Ehr' Se,“ sagt er, „id bin wie Sie
Litttheit und Communis, also zum
Phantomismus.“ — „Ach Zott, Herr
Doktor, tommen Se mir doch nicht im-
mer mit die ineffingigen Ausdrücke, sch
id aus wie'n Phantomismus?“ —
„Ma, Se megen Recht haben,“ sagte er,
„et hat doch schon uffgehört zu regnen;
abje, Sie olles Parallelepipedon, Sie
olle Cubitwurzel.“ Von die unflüchtige
Ausdrücke wurde id janz rich und wie
id ihm mit ähnlichen Lieblichkeiten ab-
zahlen wolte, war er weg; wo id ihn
rade an den unnatürlichen Sohn er-
innern wolte, den er in Dresden ge-
habt. Aber id rich ihm rich nach: „Se
können sich begaben lassen mit Ihre
Welle als Vorstellung,“ und mit die
Cubitwurzel vom unzulänglichen
Arunde und die anders unanfänglichen
Bücher, Sie olter Sündler.“

Das seltsame Insekt der Welt.

Der Aroto, wie die Maoris, die
Eingeborenen Neuseelands es nennen,
oder „Hiplais virensens“ in der
Sprache der Naturforscher, wird in
Neuseeland gefunden und ist eine
pflanzentartige Raupe, 8—10 Centi-
meter lang, von welcher bis jetzt die
Bisskraft noch nicht sagen konnte,
ob sie ein Vegetabil oder ein Insekt ist.

Man findet sie stets am Fuße großer
Myrthen, welche wunderschöne rothe
Blumen an ihren Stämmen zeigen,
nebst einer ebenso schönen, schneeweißen
Waldröbe als Schlingpflanze. Die
Maoris nennen diesen Baum Mata.
Der Aroto vergräbt sich zwischen den
Wurzeln dieses Baumes einige Cen-
timeter tief unter dem Boden und lebt
dabei, bis er ausgewachsen ist, wo
er alsdann eine sehr merkwürdige Ver-
änderung erfährt. Die Spore eines
vegetabilen Schwammes, von den Na-
turforschern „Sphoeria zoberiffi“ ge-
nannt, befestigt sich am Fuße der
Raupe, gerade zwischen dem Kopf u.
dem ersten Ring und wächst dann auf-
wärts bis zur Höhe von 15 bis 18
Centimeter. Viele Leute behaupten
daß diese Sprosse niemals mehr, als
einen Stengel habe, was aber nicht zu-
trifft, denn es sind deren auch, ob-
gleich nicht häufig, mit zwei Stengeln
gefunden worden. Der Stengel dieser
Sprosse schießt über der Stelle, wo
die Raupe sich aufhält, aus dem Bo-
den empor, während er in den einige
Centimeter unter dem Boden vergrä-
benen Aroto hinein wächst, jeden den-
kbaren Raum innerhalb der äußeren
Haut desselben ausfüllend. Ohne die
Form des Insekts im Geringsten zu
verändern, wird einfach Pflanzenjub-
stanz an Stelle der animalischen, resp.
thierischen geseht. In diesem Ent-
wicklungsstadium angelangt, verdrödet
sowohl die Pflanze, als auch die Raupe,
Beide werden hart und sterben ab
ohne aber daß ihre Form als lebende
Wesen die geringste Veränderung er-
litten hätte. Das Ganze hat eine
braune Farbe, und das Insekt sieht
aus, wie eine Raupe aus Holz mit ei-
nem aus seinem Rachen aufragenden
ungeheuren Horn. Wie die Raupe es
überhaupt anfängt, um ihre Specie
fortzupflanzen, weiß Niemand. Ge-
wöhnlich verpuppt die Raupe sich, die
Puppe verwandelt sich in eine Motte
die Motte legt Eier, die wieder zu Rau-
pen werden, und so weiter.

Das Ausschleichen der Pflanze aus
dem Rachen des Aroto hat man auf
verschiedene Arten zu erklären versucht
Ein Erklärungsgrund geht dahin, daß
der Aroto aus seinem Halse eine
schleimige Masse absondere, die, wäh-
rend das Insekt am Fuße des Mata-
Baumes nach seinem einzigen Futter
grabe, den Saamen des Schwammes
aufnähme und bei sich behalte, bis die-
ser zu wachsen beginne. Sobald das
Gewächs dann alle vegetabilische Le-
ben aus dem Aroto ausgezogen habe
müsse es natürlicher Weise absterben,
denn weitere Nahrung findet es ja
nicht. Der Aroto wird oft massen-
haft in Neuseeland gefunden.

Zigeuner.

In Ungarn ist ein Wert unter dem
Titel: „Die Resultate der im Jahre
1893 vorgenommenen Zigeunerzusa-
menschröbung“ erschienen. Betamlich
nennen die Zigeuner außer Span-
nien hauptsächlich Ungarn ihre Hei-
math. Jenes Werk giebt interessante
Auskunft über dieses merkwürdige
Volk. Wie es scheint, werden die Zi-
genuer sich allmählig assimiliren. Die
Zahl der vagabundirenden Zigeuner
wird immer geringer. Von 274,94
Zigeunern des Landes werden jetzt nur
noch 28,000 als vagabundirende be-
zeichnet. Auch der Schulbesuch der
Zigeunerkinder ist etwas größer als
ehedem. Aber selbst die angesiedelten
Zigeuner haben fast keine Kultur.
Sie sind verlogen, flehen und sind
unmoralisch. Das geschlechtliche Ver-
hältniß ist bei ihnen noch ein Zusam-
mentoben im schärflichsten Sinne des
Wortes. Jünglinge und Maitronen,
kaum erwachsene Mädchen und Greise
führen das verwerfliche Gemeinleben
mit einander, in den meisten Fällen
selbst die Bande des Blutes nicht acht-
end. Das vorerwähnte Werk, wel-
ches sich über alle Verhältnisse des Zi-
genuervolkes in der interessantesten
Weise ausbreitet, enthält außeror-
entlich viele interessante Daten über
das fahrende Volk. Die Urheimat
der Zigeuner ist Siebenbürgen, wo die-
selben 15 Prozent der Einwohnerchaft
ausmachen; von hier aus strömten sie
vor fünfshundert Jahren nach Un-
garn. In Ungarn giebt es bloß sechs
Städte mit geordnetem Magistrat,
welche keine Zigeuner besitzen — die
Zigeuner-Musikanten allerdings aus-
genommen, denn diese sind (wenn auch
die Statistik von ihnen keine Notiz zu
nehmen geruht) in jeder Stadt Un-
garn's, so mit ordentlichem oder un-
ordentlichem Magistrat zu finden.

A i n d e r u n d .

„Sag' mal,
Nana, wann muß man denn eigentlich
sterben?“ fragte das kleine Mädchen.
— „Wann der liebe Gott Einen ruft,
Kind.“ — „Nennchen (sich zärtlich an
die Mutter schmiegend): „Aber, Na-
na, wenn er Dich einmal ruft, dann
thust Du, als ob Du es nicht hörtest.“

Der „Arizona Rider“

schreibt: „In Revolver-City, Colo-
rado'er (zu einem Heilung suchenden
Touristen aus dem Osten): „Sie
mögen es mir glauben oder nicht,
aber mir sind Fälle bekannt, wo
Personen hier bei uns im Zeitraume
von fünf Minuten etwa zwei Pfd.
an Gewicht zugenommen haben.“ —
Tourist (erstaunt): „Was! In fünf
Minuten um zwei Pfund Fleisch
zugenommen!“ — Colorado'er:
„Ae — Weil!“
„Obige Notiz finden wir in einem
unserer östlichen Wechselblätter; wir
erwarten, daß sie die Kunde machen
wird, deshalb sehen wir uns veran-
laßt, ihr einige Bemerkungen zu
widmen. Die Erklärung kommt
uns nämlich sehr unwahrscheinlich
vor; Colorado hat, so weit wir uns
erinnern können, in den letzten zwei
Jahren überhaupt keine ordentliche
Schleherei mehr gehabt; die letzte
posierte in greubundung, als sie
einen halboberbürgerten „Greaser“
aufgeknüpft hatten. Einige Mi-
ners machten den Versuch, nach arizo-
naischer Art den Cadaver voll Wei-
zu pumpen, aber es gelang ihnen
nicht, da neunzig Prozent ihrer
Schiffe fehl gingen. Zudem ließ
sich das Gromd vom Scheriff aus
einander treiben. Wenn bei uns in
Arizona geschossen wird, so wird
auch getroffen und dann schießt der
Scheriff ebenfalls mit. Dieses An-
füllen von Wei ist übrigens läng-
nicht mehr Mode. Die Zeiten sind
schlecht und die Patronen kosten
Geld.“

Schickt Geld! Unsere Sub-
scriptions-Liste weist wieder eine
ganze Anzahl fauler Kunden auf.
Glaubt Ihr denn, das wir von Geo-
tus-Stengeln leben und Wasser
trinken können? Der Redakteur
wird am nächsten Montag die Jügel
der Regierung in andere Hände le-
gen, sein Canase fädeln und eine
Kundreise antreten. Wir selber neh-
men nur Cash. Wer aber in
Stadt kommt und freiwillig je-
Bill bezahlt, der kann mit Natu-
lichen fetten, Butter und Eier an-
genommen. Felle und Pelze br-
gen einen guten Preis gegenwärtig
auch Holz steht hoch. Also her-
mit den Schimoleons!

Vor drei Tagen kam es zu
einer Kenntniß, daß Col. Wood
der Landvermesser, sich über
„Rider“ in höchst abfälliger We-
ausgesprochen habe. Wie unter-
stehen unsere Liste und fanden,
Col. Woods vor acht Jahren ein-
sechs Monate lang Abonnent
wesen.

Wir hatten gestern eine vi-
Minuten dauernde Unterredung mit
ihm, im Verlaufe derselben der
lonel elf Mal versicherte, daß er
nicht nur nichts über den „Rider“
sagte, sondern seit zwei Jahren die
Absicht hätte, unser Kunde zu wer-
den. Er steht jetzt auf der Liste,
quittirt bis zum 14. November
1899.

**Die gelbe Reizade und die drei-
gige Pfaunenfeder.**

Der Vicedönig von Petchili, Li
Hung Chang, dessen Name seit den
jüngsten Kriege zwischen Japan u.
Sihna stets in fataler Verbindung
mit einer Niederlage des himmli-
schen Reiches genannt wird, ist vor-
sichem harten Schläge heimgeschu-
worden.
Er hat zwar vorläufig noch keine
Ohrfeige bekommen, wie seine aller-
höchste Herrin, die Kaiserin von
Sihna, aber die „Pekinging Zei-
tung“ veröffentlicht ein kaiserliche
Edikt, das den Vicedönig wegen sei-
ner Niederlagen der höchsten Aus-
scheidungen, nämlich der „gelben
Reizade“ und der „dreiägiger
Pfaunenfeder,“ für verlustig erklärt.
Li Hung Chang hat sich diese Ent-
scheidung sehr zu Herzen genommen,
und in seinem Tagebuche soll sich der
folgende ergreifende Herzenserguß
befinden:

Armer, armer Li Hung Chang,
Warum wardest Du geboren?
Wärst Du es nicht, Du hättest kaum
Die Schlacht Pjong-jang verloren!

So quädig einst der Kaiser war,
D armer Li Hung Chang Du,
Jetzt erstest zu den Prügeln nur
Den schönsten Unband Du!
Das Antschblatt nimmt die Jade
Dir,

Die Feder mit drei Augen,
Was soll Dir jetzt Dein Leben noch,
Dein nacktes Leben taugen?
Denn Li Hung Chang, Du viel stest
fest,
Bei Deinem finstern Loofe,
Wenn Du noch eine Schlacht ver-
lierst,
Verlierst Du auch die —